

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 52

Artikel: Cäcilia [Schluss]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 52 — 1917 || Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst || 29. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Iules Werder Spitalgasse 24, Bern

□ □ Winterschnee. □ □

Von Ernst Zahn.

Vieler Brände Flammen sind zu kühlen,
Komm, du weißer, weicher Winterschnee!
Vielen stillen Schläfern fehlt's an Pföhlen.
Bette sie, daß ihnen Recht gescheh!

Oeder Felder jammervollen Schrecken,
Deck ihn leis' wie unter Linnen zu!
Blutgedünfter Erde dunkle Flecken,
Lind und lärmlos rieselnd löse du!

Denn die arme Seele lechzt nach Frieden.
Kühle du ihr ungestilltes Weh!
Die der Völker Grimm ihr nicht beschieden,
Gib ihr Ruhe, weißer Winterschnee!

Dämpfe der Verzweiflung gelle Rufe!
Breite über Wunde Schlaf und Traum!
Laß der reiterlosen Pferde Huse
Lautlos treten deinen kühlen Raum!

Wo das Schwert die grause Mahd geschnitten,
Wo der Zorn und wo der Haß geschrien,
Wo der Tod den tollsten Ritt geritten,
Breite dein geruhigst Schweigen hin!

— Cáclia. —

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

3

Mit lachendem Mund und blitzenden Augen tanzte die Cilli, die Brust flog ihr, sie ließen ihr kaum Zeit, Atem zu schöpfen.

„Die kann's,“ murmelten die Alten, die zusahen.

„Die kann's,“ lobten die Jungburschen, die die Cilli wieder an den Kempfentisch zurückführten.

„Sapperlot, die kann's,“ rührten sogar der Jakob und der Johann, als sie sich einmal mit der jungen Schwester schwangen.

Die Eltern sahen mit vergnügten Gesichtern und konnten sich des Stolzes nicht erwehren. Sie hätten blind und taub sein müssen, wenn sie die bewundernden Blüde nicht gesehen und das Beifallstuschen nicht gehört hätten, deren Ursache die Cilli war.

Aber am besten ging es doch dem Exer. Als er wieder einmal die Schülerin im Arm hielt und, selbst ein kräftiger und gewandter Tänzer, meinte, das federleichte Wesen an seiner Seite berührte mit den Füßen den Boden nicht mehr, hob die Cilli das blaß gewordene Gesichtlein zu ihm auf und sagte: „Mit Euch tanze ich am liebsten, Herr Lehrer.“

Dem Julius Exer schwindelte, er wußte nicht, ob es vom Drehen oder etwas anderem war. Es schwamm ihm vor den Augen, so daß er die Cilli fremd und schön und seltsam wie durch einen Märchenschleier sah.

Weiter spielte die Tanzmusik. Weiter tanzte die Cáclia Kempf. Unermüdlich, mit immer wachsender Lust und scheinbar immer noch sich steigender Leichtigkeit.

Plötzlich kam sie dem Lehrer aus den Augen. Er blätzte suchend im Saal umher. Die Kempfischen saßen alle noch da, die Cilli aber fehlte. Er wartete, und als sie immer noch nicht kam, verließ er die Tanzstube und fand sie richtig draußen im Freien, wie sie wenige Schritte vor der Haustür an einem Baum stand.

Es war eine sternklare, nicht kalte Nacht. Aber der Schnee lag noch nahe an den Bergen und der wehende Föhn hatte einen kühlen, gefährlichen Atem.

Exer trat zu dem Mädchen. „Das ist nicht gescheit,“ zankte er, „aus dem Brutofen von Tanzsaal sich da hinaus in die Nacht zu stellen.“

Die Cilli machte große Augen, wie eine, die Mühe hat, ihre fernschweisenden Gedanken zu sammeln.

„Es tut mir nichts,“ antwortete sie dann.



Viktor Surbek, Bern: Schneelandschaft.

(Aus dem „O mein Heimatland-Kalender“, Verlag von Dr. G. Grunau, Bern.)

Beim Schein der Sterne sah er, daß sie sehr bleich war. Der Wind rührte ihr krauses Haar. Dann schauerte sie doch wie in einem leisen Frösteln zusammen.

Eine merkwürdige Angst besielte Exer. „Bah, bah,“ begehrte er auf. „Unsinn! Komm herein!“

„Hier draußen wäre es viel schöner zu tanzen,“ flüsterte sie, „hier in der weichen Wiese, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, auf dem weiten, weilen Grund. Keine Wände ringsum! Man könnte die Arme ausstrecken so weit man wollte. Die Sterne würden allein zusehen.“

Exer fasste des Mädchens Arm und zog sie dem Hause zu. „Das kannst mir drinnen weiter erzählen,“ sagte er entschlossen.

Sie folgte ihm willig und lehnte sich selbstvergessend an ihn, während er sie in den Flur zurückführte.

Raum waren sie durch die Tür getreten, so bebten ihr die Lippen. „Jetzt ist mir doch kalt geworden,“ gestand sie.

Da wurde er ernstlich böse und schalt: „Es ist eine Narrheit, was Du getan hast. Den Tod kann sich eines holen derweise.“

Sie sah ihn an. Das Wort machte sie stutzig. Still und gehorsam setzte sie sich hinter den Tisch zu den Ihren, als er sie dorthin brachte und erzählte, was sie angestellt. Sie wollte nicht mehr tanzen und tat es mit Unlust, als ein paar Burschen ihr keine Ruhe ließen. Sie schien auf einmal müde.

Dann gingen die Alten bald mit ihr heim.

III.

Es war eine Narrheit gewesen. Die Cilli hatte sich in jener Nacht eine schwere Erkältung geholt. Am nächsten Tag lag sie zu Bett und der herbeigerufene Arzt stellte eine Lungenentzündung fest.

Exer, der Lehrer, versetzte in eine so große Unruhe, daß er kaum noch imstande war, sein Amt zu versehen. Während des Unterrichts ertappte er sich selbst und seinen

Schülern fiel es auf, daß er mitten in einem Satze den Faden verlor, oder daß er, wenn eine schriftliche Arbeit die Kinder beschäftigte hielt, aus dem Fenster staunte oder nach der Tür lauschte, als warte er auf irgend eine Nachricht. Und er wartete in der Tat. Ohne es zu wissen. Immer meinte er von der Cilli etwas zu vernehmen. Jeden Tag, ehe er nach ihr gefragt hatte, und kaum daß er Nachricht von ihr hatte, schon wieder. Er gab sich gar nicht Rechenschaft, was das war; denn er war ja noch immer der Lehrer und sie das Schullind, und sie war des hablichen Kempfen Tochter und er ein Hungerleider und Schmalamtssmann für seiner Lebtag. Aber er hatte solche Angst — solche Angst.

Raum war die Schule zu Ende, so strich er ums Kempfhaus und trachtete irgend eines der Familienglieder zu treffen, um nach der Cilli zu fragen.

Er hörte wechselvolle Dinge. Jetzt, daß sie bei ganz klaren Sinnen sei und sage, sie werde wohl sterben müssen, jetzt, daß sie jeglichen Bewußtseins ermangle und nur unverständliche Laute flüstere, und jetzt, daß sie im Fieber rede. Und was für Dinge redete sie da! Immer vom Tanze. Jetzt von dem des Seiltänzerkindes, jetzt vom Bauern-Faschingreigen und jetzt von einem andern — schönern: Sie sah sich im Fieber in Flittergewändern. Musik trug sie wie Wellen ein Schifflein tragen.

Es kam vor, daß sie in ihren Phantasien die Arme hob und sie hin und her schwang, als folge sie mit ihrem Körper wiegenden Walzerklängen. Sie hörte Beifallklatschen einer Zuschauermenge. Sie war nicht mehr die Cilli Kempf, sondern ein fremdes, im heißen Licht der Lampen lebendes Wesen. Ihre Seele glitt in diesen Fieberträumen in das Land ihrer stummen, unbewußten Sehnsucht hinüber.

Exer hörte von dem allem zumeist durch ihre Mutter. Später bekam er die Kranke auch zu sehen. Die Kempfin, die ihn doch wohl mochte, rief ihn öfters herein.

Die Kammer, wo die Cilli lag, war klein. Sie befand sich zu ebener Erde und ihr Fenster ging auf die sanft ansteigende Matte hinaus. An deren anderem Ende befand sich das Holzhaus, in welchem Exer, der Schulmeister, seine Behausung hatte. Noch standen die Obstbäume kahl in der sich langsam belebenden, winterigen Wiese. Es ging nur wie ein verborgenes Drängen durch Bäume und Grund.

Das Bett der Cilli hatte seinen Platz nahe am Fenster. Wenn die zaghaftste Sonne kam, so konnte sie ihre Lichtstreifen auf die schwarzen Zweige des Birnbaums legen, der manchmal damit an die Scheiben der Fenster kloppte, und fand wohl auch die Decke aus rotgemustertem Baumwollstoff auf der Kranken Bett. Die Rissen aus demselben Stoff indessen erreichte sie erst am späten Abend, wenn sie im Sinken war, und es sah aus, als habe sie sich den

ganzen Tag Mühe gegeben, um endlich noch das Gesicht der Cilli anlächeln zu können.

Es war zu solcher Spätabendstunde, daß der Lehrer in die Kammer trat. Die Sonne umschmeichelte den hölzernen Fensterpfosten, als bitte sie um Durchlaß. Dann schlich sie herein und auf das Lager der Cilli. Und siehe, jetzt lag das weiße Gesichtlein der Kranken mitten im Gold. Aber die Sonne hatte daran den geringsten Teil. Es war vielmehr das Haar des Mädchens, das so leuchtete und das wie ein Kranz aus schweren, gelben Blumendolden um den Kopf geordnet war. Die Sonne konnte dieses Haar nur noch ein wenig heller färben und zeigen, wie unendlich seiden und glänzend es, verglichen mit dem rauhen Rissen, war.

Als hätte der warme Abendstrahl sie geweckt, tat die Cilli dann die Augen auf. Sie sah weder den Lehrer, noch die neben ihm stehende Mutter, sondern richtete den Blick ruhig und groß an die Decke. Lange staunte sie hinauf und senkte endlich, ohne ein Wort zu sagen, die Lider wieder. Die beiden Gäste aber schlichen davon und hatten nicht zu reden gewagt.

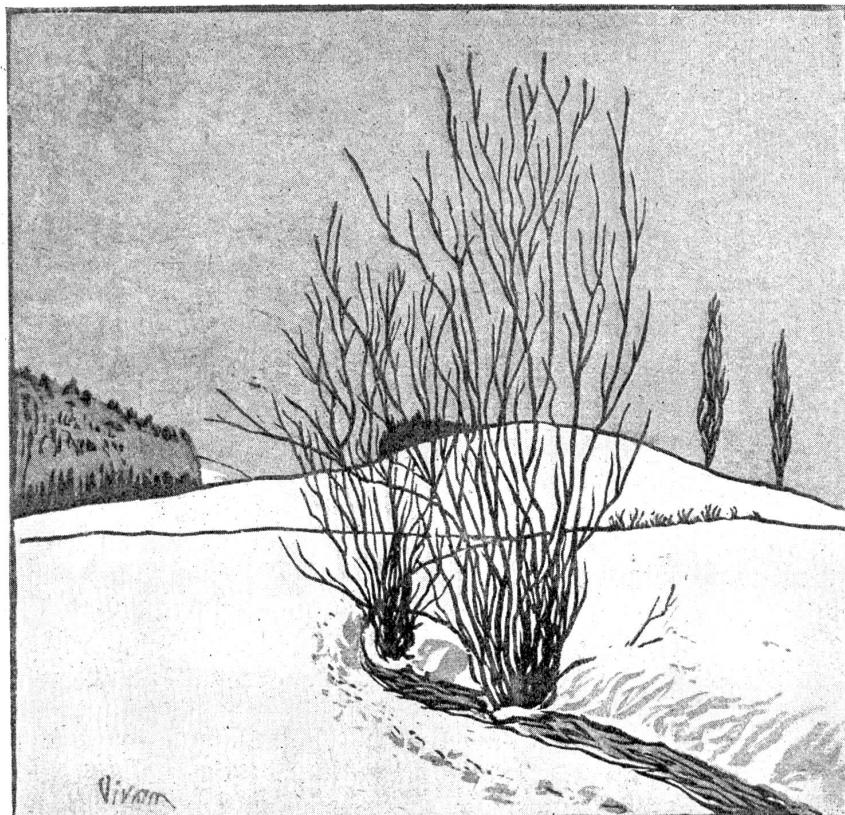
Erst bei einem weiteren Besuch stand Exer das Mädchen völlig beim Bewußtsein. Es freute sich, daß er kam, und sprach mit ihm vom Unterricht und daß sie froh sei, bald wieder damit zu beginnen. Auch von ihrer eigenen Torheit hob sie an und schalt sich, daß sie ihm ungehorsam gewesen.

„Manchmal höre ich Euch spielen, Herr Lehrer,“ erwähnte sie auch.

Es dauerte noch einige Wochen, dann genahm sie scheinbar ganz. Nur sagte die Mutter, der Arzt meine, es könne ihr etwas zurückgeblieben sein.

Seit die Cilli mit einem dankbaren Lächeln gesagt hatte, sie höre ihn zuweilen spielen, stellte sich Julius Exer in seiner Stube drüben mit seiner Geige gern ans offene Fenster. Er redete sich vor, er tue es, weil es dem Lehrer wohl anstehe, dem Kinde einen Gefallen zu erweisen und seinen väterlichen Gruß über die Matte zu schicken. Allein es kam — mehr und mehr — in sein Geigenpiel ein herzbewegendes Allerlei und Vielerlei. Was an ungepflegter, wild wachsender künstlerischer Veranlagung in ihm steckte, wuchs in sein Spiel hinein. Stimmen seines Herzens klangen darin, halb verworren, halb aus tiefen Wesensgründen herausströmend; Schönheitsfreude und Sehnsucht nach einem höheren und eine weiche, suchende Hingabe, von welcher er kaum wußte, daß sie nach der Nachbarkammer ging.

Dann durfte die Cäcilie Kempf aufstehen. Sie war noch müde und ihren Wangen fehlte die Farbe. Zuweilen hustete sie und fuhr hie und da mit der Hand nach der Brust, als schmerze sie dort etwas, allein sie klagte nicht.



Otto Vivian, Bern: Schneelandschaft.

(Aus dem „O mein Heimatland-Kalender“, Verlag von Dr. G. Grunau, Bern.)

Vater und Mutter fingen an zu vergessen, daß sie frank gewesen und der Doktor nur Lahm ihrer Meinung zugesimmt hatte, daß sie nun wieder ganz gesund sei.

Einmal, da sie bei irgend einem Anlaß dem Lehrer die Hand gab, fühlte er ihre Finger mit einer trockenen Glut in den seinen liegen.

„Du hast aber heiße Hände,“ sagte er.

Und als sie darauf die Augen zu ihm erhob, war ihm, als liege auch in ihnen ein ungewöhnlicher und unnatürlicher Glanz. Auch fiel ihm das tiefe Rot ihrer Lippen ebenso auf, wie die wachsweiße Färbung der Schläfen.

„Geht es Dir wirklich besser?“ fragte er mit hastiger Kümmernis.

Sie lachte hell auf und versicherte abermals, gewiß, gewiß, gehe es ihr gut. Dabei fiel ihr ein, daß sie ihm eigentlich erzählen könnte, wie merkwürdig erdenleicht ihr manchmal zumute sei und doch wieder wie fiebrig, als friere sie mitten am warmen Mittag und höbe der Frost ihr die Füße, daß sie schwelten. Aber sie tat es nicht.

Der Frühling blühte aber noch reicher und herrlicher als im Jahre vorher. Die Matte zwischen dem Kempfenhause und der Schulmeisterwohnung war wie ein Wunder. Es stand da viel langhalmiges, edles, tiefgrünes Gras von wenig gemeinem Kraut durchschossen. Gelbe Wolfsmilch stieg aus dem Halmenwalde auf, daß es wie darüber gestreuter Fitter sich ansah. In großen Abständen standen die knorriigen, gesunden, alten Obstbäume. Sie trugen ihre zarte Blüte und kamen ins Laub. Kein Ungewitter störte ihren Blüten und kein Sturm riß ihnen den Lenzschnee aus den Kronen. Ein Tag war schöner und wärmer als



„Die Schmocker Lisi“, II. Akt: Frau Commandant Schnecker, Frau Schmocker und Schmocker Lisi. Sigurinen von Rudolf Münger.

der andere und ging über sie hin, als gebe ihnen jeder seinen stillen Segen. Die Bienen summten, Schmetterlinge gaukelten über der Matte und die Käfer turnten an den Langgräsern.

Und als die Bäume ihre Blütenlast lange genug getragen hatten, begannen sich die weißen und die rosenfarbenen Blättchen von den Nesten zu lösen und das tage-lange, traumverlorene, lautlose Blütenschneien begann.

Es wurde gerade Vollmond um diese Zeit.

Tobias Kempf und seine Buben wehten die Sensen und schnitten das Gras und die gelbe Wolfsmilch. Jeden Tag ein Stück; denn sie verfutterten es vorweg.

Aber der fallende Blütenschnee lag nun nur sichtbarer in den Mahdstoppen.

Eines Nachts war die Cilli früh zu Bett gegangen. Eine große Müdigkeit beschwerte ihr die Glieder. Auch war das Empfinden leisen Frierens stärker in ihr.

Sie mochte noch nicht lange eingeschlummert gewesen sein, als drüben bei offenem Fenster Exer, der Lehrer, noch eines in die Mondnacht hinaus zu geigen begann.

Die Cäcilie träumte. Sie träumte vom Tanzen. Das war ja doch an ihr wie eine Krankheit, daß sie daran immer denken mußte.

Vielleicht nun wedete die Geige des Exers sie auf. Vielleicht tat sie, was sie tat, aber auch im Schlafwandel. Sie saß plötzlich aufrecht im Bett.

Der Mondchein lag im Fenster. Das Gesims sah aus wie aus getriebenem Silber.

Die Cäcilie lauschte.

Die Töne der Geige kamen zu ihr herein. Sie waren zart und weich und wie Elfenhände, die sie unter den Armen faßten: Komm! Komm!

„Lalalala,“ summte die Cäcilie kaum hörbar und neigte den Oberkörper einmal hin und einmal her.

Die Töne der Geige schwollen an und wurden wieder leise.



Das Mädchen streckte einen Fuß aus dem Bett. Dann den andern.

Auf einmal stand es nahe am Fenster. „Lalalala,“ summte es immer dem Klange der Geige nach.

Der Mond sah die Cäcilie an. Er strömte sein ganzes Licht über sie hin. Sie hielt die Augen geschlossen, aber der feine Mund war wie ein Kleinlindermund, der sich der Mutterbrust auftut, und das Mondlicht küßte ihn, als müßte es die dürrstenden Lippen lezen.

Die Cäcilie trug nur ihr weißes Hemd. Es war nicht fein, noch völlig gebleicht, aber der Mond machte das gut, und es konnte den Bau der zarten Glieder nicht verhehlen, der schlanken Arme, die, nach bis zur Schulter, sich hoben und senkten, und der knöchelfeinen Füße, die langsam im Tanze zu schreiten begannen.

Pöklich schwieg die Geige. Das schien die halbwache Träumerin zu stören. Sie tat die Augen auf. Sie lehnte sich aus dem Fenster. Vielleicht suchte sie nach den verlorenen Tönen. Auf einmal mit einer blitzartigen Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit schob sie einen Stuhl zum Gesims, stieg hinauf, stand jetzt im vollen Lichtglanz und glitt im nächsten Augenblick nach außen ins Wiesland hinab.

Mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgebogen, war sie hinausgeglitten. Der Mond streifte ihre Stirn, daß sie wie ein heiliges Täflein aus Elfenbein leuchtete. Die Lockendolden fielen auf die Schultern.

Da — da sang die Geige wieder.

Der Commandant im Civil



Daniel der Bruder des Commandanten



„Die Schmocker Lisi“, I. und II. Akt: Der Commandant im Civil; Daniel, der Bruder des Commandanten. Sigurinen von R. Münger.

Der Lehrer ging in seiner Stube auf und ab. So war in seinem Spiel ein Sichnähern und Entfernen, ein sehnüchiges An- und Abschwellen.

Die Cäcilia hatte einen runden Platz erreicht, wie ihn des Vaters Sense zwischen zwei Obstbäumen freigeschnitten.

„LaLaLaLa,“ summte sie, ein wenig lauter jetzt. Sie begann sich zu drehen. Sie wiegte und wandte sich.

Weißes Mondlicht spann in den Baumkronen und über der Wiese. Blütenblätter lagen im Grase und und immer neue schneiten von den Bäumen herab. So leise, so langsam, so sanft wie kühle Erstlingsflocken.

Exer, der Lehrer, hatte bis jetzt nicht auf das geachtet, was draußen war. Nun zog die Schönheit der Nacht ihn ans Fenster. Er lehnte am Pfosten und strich einen vollen, klingenden Akkord. Das weinte und flehte zu den „Ds Schmocker Lissi“, IV. Akt: Babette, Köchin bei Schneiders. Christine, Köchin im Schloß Bremgarten. Welchli, Lissi Bruder. Figurinen von R. Münger.

Blicke gingen mit den Tönen. Aber als er sich abwenden und sein Auf- und Niederschreiten wieder aufnehmen wollte, fiel sein Blick in die Wiese hinaus.

Was?

Was war das?

Exer war von dem, was er sah, so besangen, daß er mechanisch weiter spielte. Aber mit den Gedanken ersaßt er schon das Bild. Das war doch die — die Cilli dort in der Wiese! Oder war es ein Spuk? Mein Gott, wie schön!

Mond auf den schwingenden weißen Armen, Mond auf

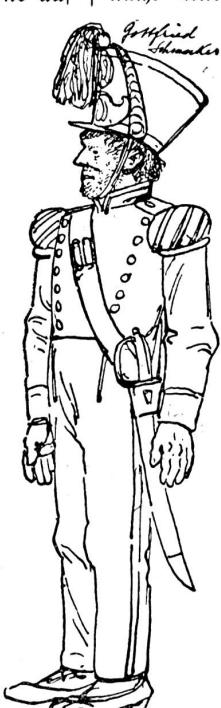
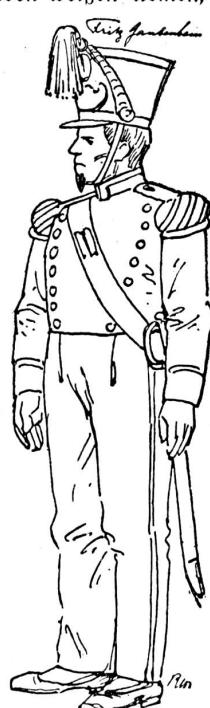
Babette Köchin bei Schneiders



Christine Köchin im Schloß Bremgarten



Welchli, Lissi Bruder



„Ds Schmocker Lissi“, I. und II. Akt: Herr Schneiders, der Commandant, Herr Gantenbein, Gottfried Schmocker. Figurinen von R. Münger.

dem gelben, schimmernden Haar! Lautlos schwebte die zarte Gestalt, drehte sich im Kreise, wiegte sich in seltsamer Unmut. Exer starzte. Die Arme versagten ihm. Der Bogen glitt von den Seiten. Es gab einen schrillenden, brechenden Ton.

Hörte das die Cäcilia?

Sie stockte inmitten einer Wendung. Sie schwankte. Der Kopf neigte sich, als lauschte er wieder auf die Töne, die verklungen waren.

Und der Oberkörper bog sich dem sich senkenden Kopfe nach. Und —

Exer warf die Geige auf den nächsten Stuhl, daß das Holz trachte. Er stob aus dem Zimmer.

Die Mondsheintänzerin lag im Grase.

Niemand hatte den Vorfall bemerkt, niemand die mondhelle, stille Wiese beachtet.

Jetzt stand der Lehrer leuchend vor der Daliegenden, jetzt bog er sich nieder.

„Jesus,“ stieß er aus.

Er legte die Hand auf Cäcilias schmale Brust. Sie lag mit geschlossenen Augen da. Auf den Lippen stand ihr ein kleiner, tiefroter Tropfen.

Der Lehrer hob die Gestalt aus dem Grase auf. Noch immer schwebten die Blütenflocken nieder. Eine hing sich noch in Cäcilias Haar, das dem Lehrer über den Arm quoll. Das Haar war schwer. Schwerer waren die Glieder. Und doch so federleicht.

Der Julius Exer trug seine Last zum offenen Fenster, weil das am nächsten war. Er rief in die Kammer hinein. Den Vater. Die Mutter. Er rief laut und angstvoll.

Schon antwortete man ihm. Und er bot, als der Kempf selbst gleich darauf in die Kammer trat, die Kindergestalt hinein.

Sie war ein seltsames Menschenkind gewesen, die Cäcilia Kempf!

Das sagten die Neukirchner. Und das dachte der Lehrer. Nur die Eltern und Brüder der Toten ließen jetzt in ihrem Schmerz nicht gelten, daß sie auch ihnen als ein Ausnahmewesen erschienen waren. Sie hatte zu ihnen gehört, und sie fühlten jetzt nur, daß sie das Kind und die Schwester verloren hatten. Es ging ihnen sehr nahe.

Aber der Lehrer war ein sonderbarer Kauz. Er wurde ein seltsamer Spintisierer. Es war immer, als denke er einem großen Rätsel nach. Die Cäcilia war so flüchtig durch sein Leben gegangen, daß er sich manchmal fragte, ob er sie wirklich gekannt habe. Oder ob er nur eine merkwürdige Erscheinung gehabt. Er sass so lange darüber nach, daß er ganz vergaß, sich einen Hausstand zu gründen oder sich später einen bessern Posten zu suchen. Er wurde alt in Neukirchen. Und er spielte die Geige. Nur wenn die Wiese unter seiner Stube blühte, spielte er nie.

— Ende. —

Grundsätzliches über das Heimatschutztheater.

Von Alfred Fankhauser.

Der Heimatschutz ist politisch neutral. Auch das Theater nimmt teil an diesem Prinzip. Gleichwohl ist es notwendig, seine Bestrebungen mit der Politik, oder wenigstens mit dem Dasein des Staates in Beziehung zu setzen, wenn man seine grundsätzliche Bedeutung erfassen will. Es gibt eine politische Richtung, deren Vertreter bei dem Namen Heimatschutz unwillkürlich zusammenfahren, als ob man den Namen eines Feindes, dazu noch eines verächtlichen Feindes genannt hätte. Hinwiederum gibt es völlig unpolitische Menschen, die jenseits aller Politik das Heil des Lebens sehen; diesen Menschen ist der Name ebenso verdächtig. Denn Heimat bedeutet nach heutigen Begriffen etwas, das mit Staat und Politik untrennbar zusammenhängt. Die politischen und unpolitischen Feinde des Begriffes Heimat, als eines politischen Ausdruckes Feinde, treffen sich in der Geringsschätzung der kleinen, jungen Theaterbewegung, die nach ihren Begriffen entweder ein Ausdruck politischer oder geistiger Reaktion bedeutet. Wie kann man die Kunst auf den Boden einer engen Volksgemeinschaft stellen? Ist sie nicht über-national in jeder Hinsicht? Wer im Namen der Nationalität Kunst betreibt, schiedet aus als ernster Bewerber — ist ein Tendenzmacher! So das Argument der Unpolitischen. Es klingt vielleicht schärfer noch als die Verurteilung der politischen Heimatsfeinde!

Und denn die Freunde des Wortes Heimat? Die politischen Heimatvertreter par excellence? Sie stehen dem Heimatschutztheater gleichgültig gegenüber, weil es von Anfang an unpolitisch war und es in Zukunft bleiben will. So stehen die Eigenmächtigen mit ihrer Bodenständigkeit bisher fast im Bodenlosen. Die wenigen Freunde, die sich das Theater in seiner dreijährigen Lebensdauer zu erwerben verstand, waren entweder solche, die eine gute Liebhaberaufführung ebenso sehr schätzten wie irgend eine künstlerisch vollendete Leistung von Berufsschauspielern, oder aber solche, die gute und schlechte Liebhaberaufführungen nach dem Ausmaß der Lachmöglichkeiten schätzten und von diesem Hauptartikel die größtmöglichen Mengen forderten. Das eigentliche Theaterpublikum blieb fern. Die Kunst und das, was man für Kunst genommen hatte, blühte im großen Schauspielhaus, nicht auf der kleinen Bühne im Schänzli oder auf dem Bierhübeli. Die Gemeindeverwaltung hat keine Ahnung, daß hier eine Bewegung im Entstehen sei, die aus dem Volke selber emporwächst, um gegen die übermächtige Umklammerung fremden Wesens Front zu machen. Sie subventioniert Jahr für Jahr die dramatische Kunst, aber nur die fremde, mit Volksgeldern. Das will sagen: Scheinbar hat das Theater mit Politik nichts zu tun. Aber nur scheinbar: Denn in Wirklichkeit unterhält der Staat eine Kunstanstalt, die das Volk aus eigener Sympathie heraus nicht genügend halten und erhalten würde. Daz darin ein Misverhältnis besteht, ist klar. Wem es befremdlich er-

scheinen will, Theater und Politik in Zusammenhang zu bringen, dem braucht man nur die eine Tatsache vor Augen zu halten: Staat und Gemeinde unterstützen das Theater. Und zwar jene Art von Theaterkunst, die scheinbar mit Nationalismus rein nichts zu schaffen hat, die über alle Grenzen hinüber sich die Hände reicht zur Vereinigung alles dessen, was menschliches Wesen im Antlitz und im Herzen trägt.

Wie soll man aber zu einem Menschen sprechen, wenn nicht in der Sprache, die er versteht, und in welcher Sprache besser und eindringlicher, denn in derjenigen seines Volkes? Nun, wird man mir sagen: Die allmenschliche Kunst, wenn sie zum deutschen Schweizervolke kommen soll, hat nur einen Weg, die allgemeine deutsche Sprache. Ich gestehe, das ist eine weitverbreitete Ansicht. Sie schließt in sich, daß zwischen Deutsch und Schweizerisch wohl eine staatliche Schranke bestehet, aber keine Sprachschranke. Daz eine Sprachschranke aber doch besteht, darin liegt der Kernpunkt der schweizerischen Theaterfrage.

Gestehen wir: Neun Jahre mühen sich unsere Knaben und Mädchen in der Schule ab, deutsch zu lernen. Aber wer von uns spricht deutsch? Das Resultat unserer Bemühungen ist gewöhnlich ein Lächeln der Echtdeutschen: „Man hat mich gesagt, daß doch Schweizerdeutsch so schwach zu zu verstehten sei — und nun verstehe ich Sie ganz doch leichtlich.“ Nicht, daß wir deshalb das Deutsche unterlassen sollten zu lernen. Nein! Englisch dazu und Französisch und Russisch, wenn möglich! Aber Deutsch zuerst! Es ist die verwandte Sprache! Aber eigentlich viel verwandter als die holländische ist sie nicht!

Nun weiß ich wohl, daß Sprachbewegungen ihren ganz bestimmten Gesetzen folgen, denen zu widerstreben sinnlos wäre. Eine vorhandene Bewegung aber feststellen und aus allen Kräften unterstützen, das können wir: Wege bahnen, Vorurteile wegräumen, Propaganda treiben, Feinde niederschlagen — kurz, selber Bewegung werden können wir. Und wenn einer sich in eine vorhandene Sprachbewegung wersetzt und selber Bewegung werden will, was tut er da? Er sucht die Schule zu beeinflussen; denn die kommende Generation wird eine veränderte Sprache sprechen, und an unserer Tätigkeit hängt es, in welcher Richtung diese Veränderung fortschreite. Er sucht den Lesevorrat des Volkes mit Werken seiner Richtung zu ergänzen und feindliche Richtungen aus dem Felde zu schlagen. Und wie Schule und Presse, erobert er Ratsäle und Kanzeln und — das Theater. Neben der Bibel hat kaum ein anderer Sprachträger das Neuhochdeutsch so sehr in alle Ecken deutschen Sprachgebietes getragen wie das moderne Theater.

Die heutige Sprachbewegung in der deutschen Schweiz zeigt zwei Tendenzen, die einander bedingen, zum Teil erzeugen. Die eine Tendenz, begünstigt durch vierhundert-